



URSULA MEYER

SCHATTEN ÜBER MAURITZ

Sieglinde Zürichers elfter Fall

WAXMANN
SCHWARZE SERIE

Schatten über Mauritz

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden. Jede Ähnlichkeit zwischen den Figuren dieses Buches und lebenden oder toten Personen ist Zufall und nicht beabsichtigt.

Zur Autorin:

Ursula Meyer, geboren in Königstein/Taunus, aufgewachsen in Köln, Studium der Romanistik, Geographie und Philosophie in Köln und Wien, Dissertation über die Gefängnisschriftstellerin Albertine Sarrazin, lebt heute mit ihrer Familie in Wien. Ursula Meyer stammt aus einer alteingesessenen münsterschen Familie und verbrachte regelmäßig ihre Schulferien in der Stadt. Daher versteht es sich, dass sie die Kommissarin Sieglinde Züricher in elf spannenden Büchern dort ermitteln lässt. In ihrem Roman „Nellys Geister“ wurden die Geheimnisse einer Familiengeschichte aufgedeckt, die ebenfalls in Münster spielt.

Ursula Meyer

Schatten über Mauritz

Sieglinde Zürichers elfter Fall

Waxmann

Münster · New York



1. Auflage: Oktober 2022

© Waxmann Verlag GmbH

Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg

Motiv: Goldrute am Ententeich, Dechaneischanze

Foto: Verena Schlinkert

Satz: Roger Stoddart, Münster

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-8309-4613-7

E-Book ISBN 978-3-8309-9613-2

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier, säurefrei gemäß ISO 9706.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten. Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Prolog

Samstag, 31. August

Lennart setzte die schwere Reisetasche ab, schob den prall gestopften Rucksack zurecht und schnaufte. Die Blase auf seiner rechten Handinnenfläche brannte, er polsterte die schmerzende Stelle mit einem Taschentuch bevor er das letzte Wegstück in Angriff nahm. Sehr weit konnte es nicht mehr sein.

Die Dechaneischanze mit ihrem imposanten Baumbestand badete im warmen Abendlicht. Die Sonne spiegelte sich in dem Bach, der die langgestreckte Grünfläche in einer sanften Schleife durchzog. Vom Ententeich, der einen Hügel mit hoher Linde umschloss, drang Quaken. Eine vertraute Kulisse aus Kindertagen. Trotzdem erinnerte Lennart sich nicht auf Anhieb, welches der Backsteinhäuser seiner Großmutter gehörte. Er war eine Haltestelle zu weit gefahren und hatte ein wenig die Orientierung verloren. Erst als er den japanischen Schlitzahorn entdeckte, den sein Großvater ein halbes Jahr vor seinem Tod im Vorgarten gepflanzt hatte, fand er sich wieder zurecht. Er sah den stets gutmütigen alten Mann vor sich: das weiße, kurz rasierte Haar, die fein geäderten Wangen, die tief liegenden blauen Augen. „Komm, wir gehen Enten füttern“, hatte er oft gesagt und nach der Papiertüte mit den Kuchenresten gegriffen. Dann waren sie hinüber zum Teich gegangen. Sobald sich der kleine Junge und der alte Mann näherten, schipperten die buntschillernden Wasservögel aufgeregt ans Ufer, andere kamen über die Böschung heraufgewatschelt und schnappten gierig nach den süßen Brocken. Doch einmal hatte sich ein heimtückischer Erpel von hinten herangeschlichen und Lenny in die Wade gebissen. An den scharfen Schmerz erinnerte er sich noch jetzt, an sein Gebrüll, das das ganze Treppenhaus erfüllte, und das mulmige Gefühl, das ihn danach jedes Mal beschlich, wenn Opa Heinrich zu seinem regelmäßigen Rundweg aufbrach, und er ihn begleiten musste, damit Oma Sibylle ungestört Mittagsschlaf halten konnte.

In diesem Augenblick drang Geschnatter an Lennarts Ohr, heller als das nasale Quaken der Enten. Drei Mädchen, hübsch und blond, waren vom unteren Ende der Schanze herangeschlendert und machten sich jetzt munter

schwatzend daran, ihre Decken zu entfalten und Tablets und Wasserflaschen auspacken. Falls dies ihr Stammplatz war, überlegte Lenny, würde er sie demnächst ansprechen. Es war erst Ende August und die Aussicht auf ein paar schöne Abende selbst im regnerischen Münsterland nicht ganz unrealistisch. Er sah auf die Uhr: höchste Zeit, das Reisegepäck in die Wohnung zu bringen, im Supermarkt auf der Warendorfer Straße ein paar Sachen fürs Wochenende zu besorgen und sich einzurichten. Er spürte nicht nur nagenden Hunger, auch seine Blase drückte. Wie immer an Samstagnachmittagen waren im Regionalzug, der ihn quer durchs Ruhrgebiet hergebracht hatte, sämtliche Toiletten gesperrt gewesen, angeblich wegen der Fußballhooligans. Vor dem Bahnhofsklo hatte es lange Schlangen gegeben. Sogar bei den Männern!

An der Eingangstür zerrte er den Hausschlüssel aus der Tasche und schloss auf. Im Treppenhaus war es still. Im Parterre wohnte ein pensioniertes Schwesternpaar, dessen ältere Hälfte keine rechte Bodenhaftung mehr besaß, das behauptete jedenfalls Lennarts Großmutter. Eine Katzenspiritistin. Die jüngere Schwester sei ihr treu ergeben, mache quasi den passenden Buckel dazu. Angeblich parkte regelmäßig ein Funkwagen vor der Haustür, der Neuigkeiten über die Nachbarschaft an die beiden alten Schachteln aussandte. Und nachts sei Ächzen und Stöhnen zu hören. Lennart grinste. Dagegen würde er sich mit seinen Reglern zu wehren wissen. Mal sehen, wer länger durchhielt, diese Funkwagentanten oder seine Lieblingsband. Die pensionierte Bibliothekarin vom Dachgeschoss, der diese Nachbarschaft auch nicht geheuer war, wanderte Abend für Abend zu ihrer Tochter aus.

„Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen“, feixte er, während er die Stufen in den ersten Stock nahm. Würde er demnächst Zeuge von Séancen werden, vielleicht sogar von Exorzismen? Noch immer grinsend schloss er die Wohnungstür auf und trat ein. Der Schlüssel hatte zunächst geklemmt, doch da er lange nicht benutzt worden war, machte er sich keine Gedanken darüber. Drinnen empfingen ihn muffige Luft und Dämmerlicht, das durch die offene Küchentür in den Flur fiel. Er stellte sein Gepäck ab, um schnell die Toilette aufzusuchen und sich anschließend das „Frühstückszimmer“ vorzunehmen. Es lag genau gegenüber dem Eingang und war ihm von seiner Großmutter zum Schlafen und Arbeiten zugeteilt worden. Der etwa sechzehn Quadratmeter große Raum enthielt eine Pritsche, die Lennart für seine beachtliche Körpergröße zu kurz erschien, so dass er einen Stuhl ans

Fußende stellen würde. Außerdem gab es einen Schrank, ein verstaubtes Bücherregal mit Kochbüchern und jene Essecke mit Tisch und Sitzbank, die dem Raum seinen Namen gab. Die Glastür vor Kopf führte auf einen kleinen, verwahrlosten Balkon. Lennart warf einen Blick in den Schrank, wo früher das Geschirr gestanden hatte. Er war leer, bot einiges an Stauraum und würde seinen Ansprüchen genügen. Nur die drei Bilder mit Beispielen naiver Malerei an der Wand störten ihn gewaltig. Die würde er herunternehmen und durch Plakate seiner Lieblingsband ersetzen.

Eine halbe Stunde später war er vom Einkauf zurück, lud den Inhalt von zwei Papiertüten auf den Küchentresen und stellte den Kühlschrank an. Die Mädels auf der Dechaneischanze hatten noch auf ihren Decken gelegen, jetzt jedoch stumm wie Heringe, wahrscheinlich weil sie für irgendetwas extrem Wichtiges lernten.

Er musste nicht lange suchen, um eine geeignete Pfanne zu finden. Er gab etwas Butter hinein, und während das Fett heiß wurde, klappte er seinen Laptop auf, drehte die Regler hoch und lud seine aktuelle Lieblingsmusik herunter: Uriah Heep: Living the dream. Er grinste bei der Vorstellung, die Mieterinnen unter ihm würden auf das Wummern der Bässe mit dem klassischen Besenstiel an die Decke antworten. Auch gut! Dann wüsste er wenigstens, ob jemand zu Hause war. Diese Friedhofsstille nervte tierisch. Über diesen Gedanken hatte er die Kartoffeln gewaschen, gewürfelt und in die erhitzte Butter geschüttet. Bis sie Farbe angenommen hatten, konnte er im Schlafzimmer seiner Großmutter nachsehen, ob alles komplett war. Vor allem die Vollständigkeit von Schmuck und Pelzen im Kleiderschrank hatte sie ihm mit so viel Nachdruck ans Herz gelegt, dass es ihn wunderte. Falls sie wertvollen Schmuck besaß, hatte sie den doch bestimmt mitgenommen, als sie vor drei Jahren zu seinen Eltern nach Köln zog. Und so vermutete er in der großen Schublade im Sockel des Kleiderschranks jede Menge Kästchen und Pappschachteln mit Klunker, der allenfalls nur sentimental Wert besaß. Keine organisierte Bande klaute so etwas. Er entdeckte den Schlüssel zu den Schranktüren wie angekündigt in einem der dick wattierten Topfhandschuhe, die an der Innenseite der Küchentür aufgereiht hingen. Im Schlafzimmer herrschte der Mief von Mottenkugeln, Lavendel und abgestandenem 4711. An der rechten Wand stand mittig das Doppelbett der Großeltern mit seinem tabernakelartigen Kopfteil und den beiden Nachttischchen rechts und links. Auch der Überwurf aus nachtblauem Samt

war noch da. Als kleiner Junge hatte Lennart sich seine Großeltern in ihrem Bett immer wie auf einem Sarkophag liegend vorgestellt. Ein Herrscherpaar aus Marmor mit zum Beten erhobenen Händen und blicklosen Augen.

Die linke Wand nahm fast in der gesamten Raumtiefe der Kleiderschrank ein. Nach und nach öffnete Lennart die drei Schranktüren. Das linke Drittel war mit Böden ausgelegt, auf denen sich zuoberst Laken und Bettbezüge, in der Mitte geblünte Nachthemden und Pullover in dunklen Farben stapelten, während auf dem untersten Boden zwei Paar feste Schuhe aufgereiht waren. Der restliche Schrank war zum Hängen eingerichtet und präsentierte altersgerechten Kleiderkram. Nur Pelzjacken waren nicht darunter, und die drei leeren Kleiderbügel verhiessen nichts Gutes. Hatte jemand die Pelze geklaut oder hingen sie vielleicht doch im Haus seiner Eltern? Ein scharfes Brutzeln trieb ihn wieder nach nebenan, zu seiner Pfanne. Pelze hin, Pelze her, sein Magen reagierte auf den würzigen Geruch wie ein wildes Tier. Lennart wendete die Kartoffelstückchen, drehte das Gas herunter und klopfte zwei Eier auf. Wieder zurück im Schlafzimmer, machte er sich daran, die schwere Schublade im Sockel des Kleiderschranks aufzuziehen. Sie war so breit, dass er seine Arme voll ausstrecken musste, um die beiden verschnörkelten Messinggriffe zu erreichen. Die Lade blockierte. Er schüttelte und zerrte, und natürlich begann seine Brandblase auf der Handinnenfläche wieder zu schmerzen. Während er sich grimmig die Unmengen an Schachteln und Kistchen mit Omas Jahrmarkttrödel vorstellte, kamen tatsächlich mit jedem Ruck immer mehr Blechdöschen und Schatullen ans Tageslicht. Eine schwarze Handtasche hatte sich verkeilt, darunter lagen weitere schlaffe Lederbeutel, wollene Schals und ein paar fusselige Halstücher. Lennart zog alles heraus und breitete es auf dem Boden aus. Er besah sich das Sammelsurium und kam zu dem Ergebnis, dass aus einer so voll gepackten Schublade nichts gestohlen sein konnte.

Dass die Pelze fehlten, war ein anderes Kapitel.

Er düste wieder zum Gasherd und stellte ihn ab. Die Kartoffelwürfel hatten bereits schwarze Ränder bekommen, die Spiegeleier einen krustigen Saum. Schnell stülpte er einen Teller über die Pfanne, damit das Essen nicht kalt wurde. Dann reduzierte er die Lautstärke der Musik, bevor er sein Handy von der Arbeitsplatte nahm. Die fehlenden Pelze ließen ihm keine Ruhe. Seine Großmutter war sofort am Apparat. Als hätte sie auf seinen Anruf gewartet.

„Dein Schmuck ist komplett, Oma!“

„Hast du ihn etwa schon durchgesehen?“

„Omi! Die Schublade war total verklemmt. So was lassen Einbrecher sofort links liegen. Die praktizieren den geringsten Widerstand.“

„Dann is‘ ja gut“, sagte sie. „Sonst alles in Ordnung?“

Nein, war es nicht. Es hatte keinen Zweck, er musste von den leeren Kleiderbügel berichten. Sie schluckte hörbar. „Aber wohin können die Jacken denn abgekommen sein?“ Einen zweiten Kleiderschrank gab es in der Wohnung nicht, und ins Haus in Köln hatte sie sie garantiert nicht mitgenommen. „Erinnere dich, Lenny. Kurz nach dem Einzug bei deinen Eltern hatte ich auf unserem Ausflug zum Drachenfels doch diesen bösen Sturz. Oberschenkelhals. Sechs Wochen Orthopädische und Reha. Danach brauchte ich die Pelze aus Münster nicht mehr! Sonst hätte ich sie doch nachholen lassen.“

„Könnten sie in einem Koffer im Keller sein?“

„Ganz bestimmt nicht!“ Sie klang weinerlich, kein Zweifel, es wäre ein herber Verlust. Prompt kam Lenny ein böser Verdacht. Wenn noch jemand einen Wohnungsschlüssel besaß oder ihn hatte nachmachen lassen, um die Pelze zu stehlen? Eben weil seine Großmutter sie nicht mehr brauchte? Aber diese Möglichkeit behielt er erst einmal für sich.

„Mein Essen wird kalt, Oma, und ich habe einen Mordshunger. Aber sobald ich damit fertig bin, suche ich weiter.“ Er aß direkt aus der Pfanne und mit noch größerem Appetit, nachdem er einen ziemlich verkrusteten, aber noch zu einem Drittel gefüllten Salzstreuer gefunden hatte. Er stellte die benutzten Sachen ins Spülbecken und begann durch die Wohnung zu streichen, immer die Frage vor Augen, wie man Pelzjacken unsichtbar machen konnte. An einen Einbruch glaubte er nicht mehr. Zumindest die schwülstig gerahmten Bilder an den Wänden – Blumenstillleben, ein Frauenporträt und ein sogenanntes Seestück – hätten die Banditen ebenfalls mitgehen lassen. Nachdem er den passenden Schlüssel aus einem weiteren Topfhandschuh gezogen hatte, warf er einen Blick in den großen Ebenholzschrank im „Gartenzimmer“ und fand dort goldgerändertes Porzellan, Silberbesteck und Romane mit kitschigen Covern. Sekundenlang blieb sein Blick auch an einem Männerporträt über dem Sofa hängen. Ein reicher Kaufmann in Renaissance-Outfit mit Edelsteinring am Ringfinger, einer Nelke in der rechten Hand, einer schweren Silberkette mit Kreuz und

Glöckchen und einem klobigen Pelzhut. Über sein Bett würde er diesen lüstern blickenden, alten Sack nicht unbedingt hängen, da konnte das Bild noch so wertvoll sein. Er ging noch einmal zurück, nahm es herunter und sah auf die Rückseite: „Mann mit Biberfellhut von Jan van Eyck“. Ein Kunstdruck also, kein Familienerbstück. Dafür sprach auch der Rahmen aus schlichtem Sperrholz. Aber irgendwie fühlte Lenny sich erleichtert, dass das Bild nicht viel wert sein konnte. Es genügte, dass die Pelze abhandengekommen waren.

Er kramte in dem straßenseitigen Zimmer das Sideboard unter dem Fernsehapparat durch. Es handelte sich um ein Röhrengerät, das noch funktionierte. Doch schon bald verließ er den ungemütlichen Raum mit seinem zerschlissenen Ohrensessel samt Fußbänkchen und den Plastikpflanzen auf der Fensterbank und sah sich ratlos in der Diele um. Bis die alte Truhe, über die er beim Betreten der Wohnung seinen Parka geworfen hatte, plötzlich Augen zu haben schien. Sie zog ihn an, irritierte ihn, forderte ihn heraus. War das Vorhängeschloss an der großen Eisenschnalle, das bisher durch seine Jacke verdeckt gewesen war, nicht der beste Beweis, dass sie etwas Kostbares versteckt hielt? Hatte Oma die Pelze dort untergebracht, wo sie nicht nur vor Langfingern, sondern auch vor Motten sicher waren? Vielleicht hatte sie dieses Versteck vergessen. Doch es war zwecklos, sie noch einmal anzurufen. Im Gegensatz zu der Mehrheit der alten Menschen schlief sie, einmal unter die Bettdecke gekrochen, wie ein Bär in seiner Winterhöhle. Und so verging eine geschlagene Stunde, bis Lenny schließlich den Schlüssel zu dem Vorhängeschloss gefunden hatte. Diesmal war das Versteck pikanter: ein offenbar lange nicht mehr benutzter Nachttopf im rechten der beiden Tischchen neben dem Ehebett. Sofort durchfuhr ihn der Gedanke, dass seine „etepetete“ Großmutter den Truhenschlüssel niemals an einem so peinlichen Ort untergebracht hätte. War es denkbar, dass sich eine fremde Person einen makabren Scherz erlaubt hatte? Doch warum hatte sich überhaupt jemand für die Truhe interessiert?

Erst jetzt entdeckte er auch die alte, schwarze Standuhr in der dunklen Ecke daneben. Die Funzel unter der Decke reflektierte sich nur schwach in dem Pendel und den beiden Gewichten. Winzige Lichtpunkte, die er bisher übersehen hatte. Das Pendel war um kurz vor zwölf stehen geblieben. Garantiert zur Geisterstunde. Unbedingt musste er am nächsten

Wochenende einen Uhrmacher ausfindig machen, der es wieder in Bewegung setzen konnte. Der sonore Big-Ben-Glockenton, an den er sich von früheren Besuchen erinnerte, würde der Friedhofsstille eine weitere Grabesnote hinzufügen. Bing-bong-beng-bang.

Lenny war inzwischen so müde geworden, dass ihm fast die Augen zufielen, während er an dem Vorhängeschloss hantierte. Doch als er dann die Truhe von der Wand zog, um den schweren Deckel zu heben, entschädigte ihn der Anblick für die leidige Sucherei. Da lagen sie, die Fummel, die man heute kaum mehr tragen konnte, ohne von Tierschützern in Diskussionen verwickelt und schlimmstenfalls angesprüht zu werden. Er nahm sie heraus, und als er den goldbraunen Fuchskragen auf der schwarzen Persianerjacke entdeckte, fühlte er wieder jenen Grusel, den ihm in Kindertagen die glänzenden Knopfaugen des toten Tieres eingejagt hatten. Auf hartnäckiges Fragen hin hatte seine Großmutter ihm das Einschussloch in der Herzgegend gezeigt, und ihm war der Gedanke gekommen, das Fuchslein hätte in dem Glauben, es würde fotografiert, freundlich in die Lunte gelächelt. Seine Großmutter plagten solche Zweifel nicht. Bei starkem Frost hatte sie seine Vorderpfötchen unter ihrem Kinn verknötet, so dass es aussah, als faltete das Tier die Hände, um für seinen Mörder zu beten.

Die drei Pelze lagen jetzt verstreut auf dem Boden, die Truhe war bis auf das unterste Drittel leer. Den Rest verdeckte ein stockfleckiges Bettlaken, wie Lennart es aus dem Wäscheschrank seiner Mutter kannte. Er beugte sich über den Truhenrand und zog das Tuch heraus. Darunter lagen alte Schuhkartons, drinnen eselsohrige Reiseprosperkte, Landkarten und Stadtpläne. Ahnungslos hob er auch den Deckel der letzten Schachtel und begriff zunächst nicht, was er da vor sich hatte. Bis sein Gehirn reagierte wie unter einem Keulenhieb, der Adrenalinschock einsetzte und ihn zurückweichen ließ. Er stolperte rücklings gegen die Wohnungstür, spürte einen Schmerz, als würde sein Hinterkopf zerschmettert, dann herrschte Dunkelheit.

Doch die Ohnmacht hatte ihn nur kurz gestreift. Der Gedanke „Nichts wie weg hier!“ brachte ihn schnell wieder auf die Beine. Wie durch einen Nebel wankte er durchs Treppenhaus auf die Straße und rief die 110 an. Eine sonore Männerstimme riet ihm, ruhig zu bleiben, eine Streife werde vorbeikommen. Aber wenn er sich das, was er da oben gesehen hatte, nur

einbildete? Wenn diese merkwürdige Sammlung aus Gießharz-Blöcken gar nicht existierte? Oder wenn es einen einfachen Grund für ihre Existenz gab? Weil jemand verschiedene Konservierungsmethoden erprobt und die Proben als Briefbeschwerer gegossen hatte? Doch warum dann ausgerechnet diese drei Objekte? Es schüttelte ihn wieder, als er daran dachte.

Sein Puls klopfte bis in die Kehle, in seinem Kopf hämmerte es, während er auf den versprochenen Streifenwagen wartete. An den spießigen Vorhängen im Erdgeschoss des Hauses rührte sich nichts. Er überlegte gerade, ob es Sinn machte, im Dachgeschoss zu schellen, obwohl auch dort kein Licht brannte, da bog von der Propsteistraße ein blau-silberner Ford um die Kurve und tuckerte im Schritttempo auf ihn zu. Lenny ruderte mit beiden Armen. Ja, sahen diese hirngeschädigten Bullen ihn denn nicht? Jetzt stand er schon geschlagene zwanzig Minuten am Bordstein und bibberte am ganzen Körper. Was nicht an der spätsommerlichen Kühle lag, sondern an den Bildern, die sich in seine Netzhaut eingebrannt hatten.

Bei den Polizisten handelte es sich um zwei junge Burschen, kaum älter als Lennart. Sie zerrten nervös ihre Holster zurecht und sahen beunruhigt an der Hausfassade hoch. Erst in diesem Moment wurde Lennart bewusst, dass die in Harz eingeschlossenen Teile, die er in der Truhe gefunden hatte, von einem Kind stammen mussten. Vielleicht von mehreren Kindern. Waren sie Opfer einer tödlichen Krankheit geworden? Unfallopfer? Mordopfer? Diese Fragen setzten ihm dermaßen zu, dass er seine Schlüssel stumm an die Streife weiterreichte, auf den Bordstein sackte und sich gründlich auskotzte.

Die beiden Polizisten kamen zehn Minuten später zurück, der eine grün, der andere weiß im Gesicht. „Echt krass, Herr Berghoff! Kennen Sie jemanden, bei dem Sie die Nacht verbringen können? Denn da oben dürfen Sie nicht mehr rein. Wir holen die Kollegen von der Kriminaltechnik. Hoffentlich haben Sie nicht zu viel herumgetrampelt.“

Er sah auf die Uhr, griff zum Handy und rief seinen Freund an. Hartmut Krabbe hatte ihm die Praktikumsstelle im „Elisabeth-Heim“ vermittelt, die er am Montagmorgen antreten sollte. Hartmut arbeitete selbst dort und bewohnte eine möblierte Bude am Prozessionsweg. In Begleitung eines der Polizisten holte Lennart seinen Rucksack aus der Wohnung. Anschließend setzten sie ihn an Hartmuts Adresse ab und bestellten ihn für den nächsten Morgen ins Präsidium. Erst als Lenny ausstieg, wurde ihm bewusst, wie still

es im Haus seiner Oma geblieben war. Trotz des Stiefelgepolters der Polizisten und ihrer lauten Stimmen.

Kapitel 1

Montag, 2. September, vormittags

Der Dauerdienst hatte gleich am Sonntag die Aussage von Lennart Berghoff aufgenommen und das Gesprächsprotokoll und die ersten Ergebnisse der Spurensicherung am frühen Abend weitergeleitet. Ich rief Sven Bultenhaupt an. Als Erster Hauptkommissar war er mein Gegenstück im Kriminalkommissariat 12. Während ich seit zwanzig Jahren im KK11 in Todesfällen ermittelte, war seine Abteilung unter anderem für vermisste Minderjährige zuständig.

„Es gibt drei verschiedene Objekte, die auf ein totes oder verstümmeltes Kind hindeuten, womöglich auch auf mehrere Kinder. Jeweils konserviert in einem Gießharzquader, etwa acht mal zehn Zentimeter, und fünf Zentimeter hoch, gefunden in einer Wohnung in Münster-Mauritz, die offensichtlich drei Jahre lang nicht mehr benutzt wurde. Gestern Abend ist der Enkel der Hausbesitzerin dort eingezogen. Er hat die Quader gleich nach seiner Ankunft entdeckt.“ Als ich Sven deren Inhalt beschrieb, zog er scharf die Luft ein.

„Kannst du noch heute Abend klären, ob da in euren Vermisstenakten etwas passt? Ein kleines Kind, dass vor spätestens drei Jahren verschwand? Mir geistert etwas im Hinterkopf herum, aber du hast die Fakten sicher schneller zur Hand.“

„Ich kümmerge mich drum“, hatte er gebrummt, und ich wusste, am Montagmorgen würde ich die Unterlagen, falls es welche gab, auf meinem Tisch finden. Bultenhaupt war mit Leib und Seele Kriminalbeamter, angeblich übernachtete er manchmal im Büro. Allerdings nicht nur, weil er sich nicht von seinen Akten trennen konnte. Der Grund für diesen wenig bequemen Schlafmodus lag auch in seinem chaotischen Privatleben. Kinderlos, einmal geschieden, mehrfach getrennt und manchmal an der Grenze zur Verwahrlosung lebte er in einem winzigen Apartment in Kinderhaus. Was er nach Feierabend machte, ging mich nichts an. Dass er morgens spätestens um halb acht an seinem Schreibtisch saß, war eisernes

Gesetz. Jetzt, um acht Uhr, lag die Akte über den Fall Daniel Koch vom Dezember 2016 auf meinem Schreibtisch. Ich erinnerte mich, und mein Magen drückte plötzlich, als hätte ich zum Frühstück Beton geschluckt. Mehrere Fotos zeigten den knapp Vierjährigen: blaue Augen, Grübchen, feines blondes Haar – ein zartes Kind, klein für sein Alter. An einem feuchtkalten Dezembernachmittag auf einem Spielplatz in Münster-Mauritz verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Mit der Erinnerung an den dramatischen Fall kehrten Beklemmung und Wut zurück. Ich blätterte gerade die Vernehmungsprotokolle seiner Eltern, seiner Babysitterin und einer Zeugin durch, die das Kind als Letzte gesehen hatte, als das Telefon läutete und der Pförtner meinen Besucher meldete.

Ich konnte Lennart Berghoff ziemlich unauffällig beobachten, weil er den Blick auf den Tisch des kleinen Vernehmungsraums gesenkt hielt. Er war ein stämmiger, hochgewachsener Typ mit dunkelblondem, leicht welligem Haar und braunen Augen. Ein durch und durch unauffälliger junger Mann, auch was die Kleidung betraf. Trotz seines lässigen Hoodies fühlte er sich sichtlich unwohl, und mir fiel nichts ein, womit ich diesen Zustand hätte ändern können. Was er am Samstagabend gefunden hatte, war nicht nur rätselhaft und verstörend, es war in der Tat unvorstellbar.

„Möchten Sie vielleicht etwas trinken?“ Jetzt schüttelte er den Kopf.

„Dann gehen wir mal Ihre bisherigen Angaben durch. Sie heißen Lennart Berghoff, geboren am ...“

„Könnt‘ ich vielleicht doch ein Spezi bekommen?“

Ich ließ eine Flasche der Cola-Limonade-Mischung aus der Kantine kommen und fuhr in der Befragung fort. Berghoff war neunzehn Jahre alt, in Köln geboren und aufgewachsen, hatte im Mai das Abitur bestanden und besaß seit drei Wochen einen Schlüssel zu dem Dreiparteienwohnhaus seiner Großmutter Sibylle Berghoff an der Dechaneischanze. Am Samstagabend hatte er ihre Wohnung zum ersten Mal seit langem wieder betreten und ... Er unterbrach sich und knibbelte an seinem Daumennagel.

„Wie lang ist das letzte Mal her?“

„Dreieinhalb Jahre“, sage er. „Opa Berghoff ist im April 2016 gestorben, und ich habe mit meinen Eltern an der Beerdigung teilgenommen. Aber in der Wohnung waren wir nur kurz. Noch am Abend ging es zurück nach Köln.“

„Stand damals schon zur Debatte, dass Ihre Großmutter die Wohnung aufgeben würde?“

Er zögerte kurz, bevor er entgegnete: „Ich hatte den Eindruck, dass mein Vater sie überreden wollte, das Haus zu verkaufen. Jedenfalls wurde sie ziemlich böse. Ich meine, wenn man bedenkt, dass es sich um eine Beerdigungsfeier handelte. Da werden meist dumme Witze gerissen oder etwas Nettes über den Toten erzählt, um die Lage zu entspannen. Aber sie klang richtig verärgert.“ Ein schiefes Grinsen folgte. „Wir waren schon immer eine üble Sippe, aber Erbgemeinschaften sind ja wohl das Grausamste, was es im sozialen Bereich so gibt.“

„Sie müssen Ihre Familie nicht schlecht machen. Sie sagten, die Wohnung sei seit ziemlich genau drei Jahren nicht mehr bewohnt gewesen. Dann ist nach dem Auszug Ihrer Großmutter nie ein Mieter drin gewesen?“

„Ich wüsste nicht, wer. Meine Oma hat ab September 2016 ein halbes Jahr lang bei uns in Köln gelebt, bevor sie ins Annettenheim gezogen ist. Das ist eine ziemlich teure Einrichtung in der Sonnenstraße.“

Ich nickte. Die „Rollatorenresidenz“, wie sie gern von Spöttern genannt wurde, war ein luxuriöser Neubau, dessen langgestreckte Rückseite auf die Hörster Promenade führte.

„Ihr Haus“, fuhr Berghoff fort, „hat sie trotzdem nie aufgegeben. Auch nicht, nachdem sie ins Heim gezogen war.“

„Kennen Sie die Mieter der anderen Wohnungen schon?“ Die Kollegen von der Schutzpolizei hatten am Samstagabend und dann noch einmal am Sonntagmittag bei den beiden Parteien im Parterre und im Dachgeschoss geschellt. Vergeblich.

„Im Erdgeschoss wohnen zwei Verrückte“, sagte er. „Zumindest die Ältere hat nicht mehr alle Pfannen am Dach, und die Jüngere ist ihr Hofnarr.“ Das sei schon so gewesen, als seine Großmutter noch dort wohnte. Jeden Mittwochabend stand angeblich ein Spezialfahrzeug mit getönten Scheiben und hoher Antenne vor der Tür, dessen Insassen den beiden Schwestern jede Menge Gemeinheiten über die Nachbarschaft lieferten. Und das schon seit Jahrzehnten.

„Warum immer mittwochs? Hatte Ihre Großmutter dazu eine Erklärung?“

Er zuckte die Schultern. „Vielleicht weil das Fernsehprogramm mittwochs immer so mau ist.“

„Hat Ihre Großmutter diesen Wagen auch gesehen?“

Jetzt grinste er genervt. „Nein, nie! Ich sage ja: nicht alle Pfannen am Dach. Angeblich beschwören die beiden auch die Seelen verstorbener Katzen.“

„Und wer wohnt im zweiten Stock?“

„Da ist nur tagsüber jemand. Eine pensionierte Bibliothekarin, die jede Nacht zu ihrer Tochter zieht, weil sie allein Angst hat.“

„Angst wovor?“

„Dass die Katzenspiritistinnen etwas Schlechtes über sie herausfinden könnten.“ Wieder zuckte es in seinen Mundwinkeln.

Hatte seine Großmutter eine Putzfrau beschäftigt, die ihren Schlüssel vielleicht nicht zurückgegeben hatte? Schlüssel könne man kopieren, meinte er daraufhin lakonisch. Zumindest die von der einfachen Sorte. Das Schloss in der Wohnungstür war der reinste Witz.

„Konnten Sie diese Wohnung so ohne weiteres übernehmen? Wenn Sie ein Jahr lang in Münster arbeiten wollen, ist es ja sehr praktisch, eine Bleibe zu finden, die komplett ausgestattet ist und nichts kostet. Aber ältere Menschen sind manchmal sehr eigen, wenn es um ihre privaten Dinge geht.“

Er nahm einen Schluck aus seinem Glas und begann zu erzählen. Vor sechs Wochen, nach dem Festessen zu ihrem achtzigsten Geburtstag, hatte der Familienclan das Ausflugslokal für eine Stunde verlassen, um sich am Ufer der Werse die Füße zu vertreten. Nur er und Oma waren im Saal zurückgeblieben. Irgendwann war Lennart sich schäbig vorgekommen, weil er keinen Smalltalk mit ihr in Gang setzte. Er hatte gehofft, dass die Sippschaft sie auf ihren Spaziergang mitnähme, damit er in Ruhe seine Nachrichten abrufen konnte. Er war zu ihr gegangen und hatte sich für das „tolle Essen“ bedankt. „Du hast Abitur gemacht, Lenny?“ Sie hatte umständlich ihre Handtasche von der Stuhllehne genommen, einen Hunderter aus ihrem Portemonnaie gezogen und gefragt, was er denn studieren wolle. Da hatte er von seinem Plan erzählt, ein soziales Jahr in einem Altenheim zu machen und währenddessen in aller Ruhe zu überlegen, was ihm berufsmäßig lag. Und während er redete, war ihm eine Pfunds Idee gekommen. Warum nicht Omas Wohnung übernehmen, die nicht weit vom Elisabeth-Heim entfernt war? Das konnte seiner Großmutter doch nur recht sein! Leer stehende Immobilien wurden schnell von kriminellen Banden ausbaldowert. Als Gegenleistung für die mietfreie Bude würde er ab und zu staubsaugen. Auch kleinere Reparaturen wären kein Problem. Sie ließ sich das Angebot durch den Kopf gehen und stimmte nach

einigem Hin und Her zu. Drei Wochen später bekam er das Schlüsseletui und eine ausführliche Hausordnung. Benutzen durfte er nur Küche, Bad und das sogenannte Frühstückszimmer. Im Gartenzimmer, im straßenseitigen Fernsehzimmer und in ihrem Schlafzimmer musste er regelmäßig Schrankfächer und Schubladen öffnen, um nachzusehen, ob zwischendurch vielleicht etwas „weggekommen“ war. Einbrüche waren in diesem vornehmen Stadtteil nicht gerade selten. Und da er tagsüber und an den Wochenenden nicht zu Hause war ...

Hatte es tatsächlich Einbrüche gegeben?

„Nicht, dass ich wüsste. Mein Vater telefoniert öfter mit meiner Oma. Das hätte sie ihm bestimmt erzählt. Auch als sie noch bei uns lebte, hat es nie eine Meldung gegeben.“ Trotzdem hatte Lennart sich verpflichtet, gleich nach seiner Ankunft am Samstagabend einen Rundgang durch die Wohnung zu machen. Er verstummte wieder und sah krampfhaft an mir vorbei.

„Ist Ihnen, als Sie zur Wohnungstür hereinkamen, vielleicht ein eigenartiger Geruch aufgefallen?“

„Es roch total ungelüftet. Demnach war für längere Zeit niemand da gewesen.“ Ich erfuhr aus dem Protokoll von Samstagabend, dass unsere Techniker die Eingangstür auf Spuren von Gewalt überprüft hatten.

„Wann genau sind Sie am Samstag angekommen?“

„Der Regio war zur Abwechslung mal pünktlich“, sagte er säuerlich. „Um halb sieben habe ich einen Bus am Bahnhofsvorplatz erwischt, um sieben war ich im Haus.“

„Ist Ihnen jemand begegnet? Ist Ihnen vor dem Haus etwas aufgefallen?“

„Außer drei Mädchen nichts und niemand. Die lagen auf ihren Decken mitten auf der Wiese und mussten für irgendwas Anstrengendes lernen. Dummerweise waren sie weg, als ich dann später draußen stand und auf die Polizeistreife wartete. Wäre angenehm gewesen, mit jemandem zu reden.“

„Was geschah nach Ihrer Ankunft?“

„Ich habe mein Gepäck abgestellt und schnell was zu essen gekauft.“

„Brannte später, nachdem die Polizei gekommen war, irgendwo Licht?“

„Da war alles dunkel, auch in den Nachbarhäusern. Dabei haben Ihre Kollegen ganz schön viel Krach gemacht.“

„Trotzdem könnte jemand zu Hause gewesen sein. Haben Sie beim ersten Betreten des Treppenhauses ein Geräusch gehört? Ihre Ankunft ist ja

vielleicht nicht unbemerkt geblieben.“

„Ich komm doch nicht wie'n Elefant zur Tür rein.“

Ich musste lachen. „War nicht so gemeint.“

„Es war still wie in einer Gruft. Die Atmosphäre war so ... surreal.“

„Und was passierte weiter? Berichten Sie möglichst genau.“

Während er seinen Rundgang durch die Wohnung beschrieb, warf ich einen Blick auf die Skizze, die die Spurensicherung angefertigt hatte. Die Wohnung stellte ein schmales, langgezogenes Rechteck dar, mit jeweils drei Fenstern zur Straßenfront und zur Gartenseite. Die vier Zimmer, der kleine Eingangsbereich, Bad und Küche nahmen die gesamte Grundfläche des ersten Stockwerks ein. „Wo haben Sie die beiden letzten Nächte verbracht?“

Er fuhr sich nervös durchs Haar. „Zurück konnte ich ja nicht, weil Ihre Kollegen gleich die Spurensicherung bestellt haben. Aber auch so hätte ich dort um nichts in der Welt pennen wollen, Wand an Wand mit diesen ... gruseligen Dingern.“ Ein hilflos wirkendes Grinsen folgte. „Mein Kumpel, der mir den Job im Elisabeth-Heim besorgt hat, hat mir eine Schlafmatte hingelegt. Aber von Schlafen konnte natürlich keine Rede sein! Auch für ihn nicht.“

„Ich nehme an, Sie haben ihm von Ihrem Fund erzählt.“

„Ich musste mit jemandem reden. Sorry, aber Ihre uniformierten Kollegen waren ja so was von abgebrüht. Und in die Medien kommt die Sache ja ohnehin.“

„Die Medien bekommen von uns gerade so viel Information, dass sie die Öffentlichkeit mobilisieren können. Wie Sie sicher wissen, werden manche Einzelheiten zurückgehalten. Da Sie über Insiderwissen verfügen, muss ich Sie und Ihren Freund zu absolutem Stillschweigen verpflichten. Vergessen Sie am besten sofort, wie die Gießharz-Quader ausgesehen haben.“

Damit begleitete ich ihn zur Präsidiumspforte, bat ihn, bis auf weiteres für die Polizei erreichbar zu bleiben, und kehrte zurück ins Büro. Max Lückmann, der beste aller Kollegen und das seit über zwanzig Jahren, hatte inzwischen seinen Platz an der gegenüberliegenden Schreibtischplatte eingenommen und telefonierte. Er schickte mir einen kurzen Blick und zuckte die Schultern, was bedeutete: Nichts Neues unter der Sonne. Und so wartete ich das Ende seines Gesprächs gar nicht erst ab, sondern ging hinauf zum Erkennungsdienst.

Kapitel 2

Montag, 2. September, später Vormittag

„Gut, dass du kommst! Wir haben den ersten Harzquader aufsägen können. Den mit dem Ohr“, sagte Ansgar Schüller. Seine Miene wirkte bedrückt, trotzdem fuhr er fort: „Das sieht schon mal vielversprechend aus, auch wenn es makaber klingt. Aber wenigstens handelt es sich nicht um menschliches Gewebe, sondern um eine Silikonnachbildung.“

Ich ließ mich auf den Sessel an der Vorderseite des Arbeitstisches fallen. „Was die Botschaft des Täters nicht weniger abscheulich macht. Und wenn er seinem Opfer trotzdem die Ohrmuschel abgetrennt hat? Und sie dann nicht konservieren konnte?“

Schüller nickte düster. „Als Objekt zum Einbetten in Resin würde sie sich nicht eignen. Menschliches Gewebe fault unter Luftabschluss. Gießharz-Objekte müssen absolut trocken und fettfrei sein. Daher diese Nachbildung aus Silikon. Der Trophäencharakter machte sie offenbar gleichwertig.“

„Und der Fingerknochen?“

„So weit sind wir noch nicht. Aber was den Quader mit der Haarsträhne betrifft, sind wir optimistisch. Es handelt sich zwar um Menschenhaar, aber der Täter hat beim Gießen offenbar ein eigenes Haar verloren. Denn während die eingegossene Strähne von blonden, glatten und sehr feinen Haaren stammt, ist das Einzelhaar grau, leicht gewellt und relativ stark.“

„Diese Person hat also nicht bemerkt, dass ein eigenes Haar mit eingeschlossen wurde? Dann hatte sie schlechte Augen, war nicht sehr routiniert im Umgang mit Gießharz oder stand unter extrem hohem Druck.“

„Auch dieser Quader sieht einwandfrei aus“, erklärte Ansgar, „keine Schlieren, keine Luftlöcher, keine Staubkörner. Nur dieses eine fremde Haar, das dort nichts zu suchen hat.“

„Dann stand nur eine Strähne zur Verfügung“, überlegte ich. „Andernfalls hätte diese Person die Prozedur wiederholt, um sich nicht zu verraten.“

„Es sind Haare mit Wurzeln“, sagte er. „Wenn das Opfer noch lebte, als dieser Büschel ausgerissen wurde ...“ Er verzog das Gesicht voll Abscheu. „Das war vielleicht nur die erste von einer langen Reihe an Torturen. Der Knochen des Zeigefingers ist gebrochen, ein Köpfchenbruch zwischen Finger- und Mittelhandknochen, der offenbar nie behandelt wurde.“ Er

schob mir den Quader mit dem kleinen, auffällig gekrümmten Zeigefingerknochen zu, angewidert schloss ich die Augen. Jemand musste den Zeigefinger abgetrennt und den Knochen freigelegt haben. Das Foto aus Daniel Kochs Akte stand auf meiner Netzhaut wie eingebrannt: vertrauensvolles Lächeln, argloser Blick, Neugier. Noch hatten wir keinen Anlass, seinen Fall neu aufzurollen, und mein Tatendrang wollte sich auch gar nicht einstellen. Drei Jahre alte Fakten wieder auszugraben, bedeutete Wunden aufzureißen und an Narben zu kratzen. Als ich Ansgar nach dem vermutlichen Alter des Knöchelchens fragte, sagte er: „Jens meint, der Größe nach gehöre es einem Kind zwischen drei und fünf Jahren. Zu welchem Zeitpunkt es abgetrennt und wie es haltbar gemacht wurde, wird zurzeit noch in der Rechtsmedizin geprüft. Jens meldet sich, sobald er Näheres weiß.“ Dr. Jens Meinertz war der zweite Mann im Institut für Rechtsmedizin. Ein sehr kompetenter Mann, dem selbst in krassen Situationen der trockene Humor nicht verlorenging. Wobei er nie in den Zynismus abrutschte.

„Ein Kleinkind! Oder mehrere!“ Erwachsene, die Kinder schlügen oder vernachlässigten, gehörten hinter Gitter. Doch wie ging man mit einem Ungeheuer um, das Kinder gezielt verstümmelte? Ansgars Miene spiegelte meine eigene Betroffenheit wider. Seine Tochter Nevine war längst erwachsen und lebte bei Verwandten seiner türkischstämmigen Frau in Side, wo deren Neffe ein florierendes Strandhotel führte. Ansgar betonte oft, wie sehr ihm sein einziges Kind fehlte, und ich erinnerte mich gut daran, mit welcher Besorgnis er manchmal von Nevine geredet hatte und auch jetzt noch sprach. Selbst wenn sich Kinder irgendwann selbständig machten, die Angst schlief nie. Früher war es der Heimweg von der Schule gewesen, später dann die Rückkehr von der Disco oder von Reisen mit Freunden – die Sorgen hörten nicht auf. Ich versuchte meine Bestürzung mit sachlichen Argumenten zu dämpfen. Der Finger, so stellte ich mir vor, stammte von einem schwerkranken Kind, das gestorben war. Man hatte es obduzieren müssen, weil die Todesursache nicht eindeutig geklärt war. Danach wollte ihm jemand in seinem Familien- oder Freundeskreis ein Andenken setzen.

Nicht einmal die Haarsträhne wäre aufgrund der anhaftenden Wurzeln unbedenklich gewesen. Doch welcher Rechtsmediziner trennte einen Finger ab? Möglicherweise auch ein Ohr? Selbst wenn ihn ein Freund oder Angehöriger darum bat? Fiel eine solche Tat nicht unter das Delikt ‚Störung

der Totenruhe? Nein, protestierte meine andere Hirnhälfte sofort. Ein aufrichtig trauernder Verwandter hätte sich auf eine abgeschnittene Haarlocke beschränkt und sie im Harzquader offen ausgestellt, vielleicht mit Blumen geschmückt und Kerzen davor angezündet, so makaber das auch gewesen wäre. Die drei Blöcke, die Lennart Berghoff gefunden hatte, sollten geheim bleiben, deshalb die Tarnung unter den alten Felljacken. Vielleicht war das Kind durch ein Missgeschick gestorben, vielleicht war es aber auch zu Tode gequält worden – der Einfall, nicht nur eine Haarsträhne samt Wurzeln, sondern auch ein Ohr und einen Finger aufzubewahren, deutete auf ein völlig gestörtes Hirn.

Das Haus, in dem Daniel mit seinen Eltern gelebt hatte, lag etwa fünfhundert Meter von jenem Spielplatz entfernt, wo er zuletzt gesehen worden war. Trotzdem drängte sich erst jetzt der Verdacht auf, der Kleine sei am 14. Dezember 2016 in die unbenutzte Wohnung von Frau Berghoff verschleppt worden. Obwohl ich mich für meine nüchternen Überlegungen hasste, hörte ich mich in die lastende Stille sagen: „Wir suchen ein vermisstes oder verstorbenes Kind von drei bis fünf Jahren, das spätestens im Spätsommer 2016, nachdem Frau Berghoff nach Köln gezogen war, in die Hände einer Person geraten ist, die es vielleicht unendlich geliebt oder aber ...“

„Vielleicht beides?“, fragte Schüller. „Zuerst geliebt, dann gehasst. Oder in umgekehrter Reihenfolge?“

„Wenn der Täter es geliebt hat, hätte er Kleidungsstücke aufbewahren können. In der Familie Koch war übrigens niemand verdächtig. Die Babysitterin hatte sich nur fünfzehn Minuten lang entfernt, um den Wohnungsschlüssel zu holen. Wer sollte also davon wissen?“

„Vielleicht haben wir es mit einem Zufallsopfer zu tun“, schlug er vor. „Und mit einem Täter, der ein gestörtes Verhältnis zu kleinen Kindern hat. Aus welchem Grund auch immer.“

„Wie sieht es mit der aktuellen Spurenlage aus?“

„Wir werten noch aus. Frische Fingerabdrücke gibt es vorläufig nur von dem Berghoff-Enkel. Der Typ mit den Gießharz-Quadern hat offenbar Handschuhe benutzt. Aber wenigstens besitzen wir das Haar.“

Als ich auf unsere Etage zurückkehrte, kreuzte unsere ehemalige Büroleiterin Hilly Türmer meinen Weg. Ihren Schreibtisch hatte inzwischen Mona König übernommen, doch die lag nach einem komplizierten

Beckenbruch, den sie sich vor drei Wochen bei einem Mountain Bike-Rennen in den Alpen zugezogen hatte, in einer Rehaklinik. Hilly, der dieses Missgeschick natürlich genauso aufrichtig leid tat wie uns allen, war dennoch viel zu gerne an ihren alten Arbeitsplatz zurückgekehrt. „In wenigen Minuten beginnt das Meeting mit Lothar“, erinnerte sie.

„Ich bin auf dem Weg dorthin.“

Sie blieb stehen und zerknüllte ein Taschentuch. „Ist das nicht eine ganz entsetzliche Geschichte?“

„Traurig!“ Der Gedanke an Daniel Koch, der sich an jenem nasskalten Dezembernachmittag wahrscheinlich nichts mehr gewünscht hatte, als schnell nach Hause gebracht zu werden, drückte mir einen Kloß in die Kehle.

„Ich habe ja keine Enkelkinder“, fuhr sie fort, „aber wenn ich mir vorstelle, dass jemand das Vertrauen eines Kindes missbraucht hat, vielleicht sogar in seiner gewohnten Umgebung ...“

„Hilly, Spekulationen bringen uns nicht weiter. Der Täter kann das Opfer in seine Gewalt gebracht haben, ohne es vorher gekannt zu haben. Es war, wie man sagt, zur falschen Zeit am falschen Ort. Und wenn wir die scheußlichste Variante zulassen, und das symbolische Ohr, der Fingerknochen und die Haarlocke drei verschiedenen Opfern zugeordnet werden müssen, dann haben wir es mit einem Serientäter zu tun.“ Ich schluckte energisch, während mir ein Gedanke durch den Kopf ging, der schon im nächsten Moment von Hilly ausgesprochen wurde.

„Der Finger erinnert mich an Hänsel und Gretel. Und gibt es in der Märchensammlung von Wilhelm Hauff nicht den kleinen Muck mit den Riesenohren? Haarlocken kommen sowieso überall vor. Bei all den Prinzessinnen ...“

„Und bei den Quadern denkst du an Schneewittchen im Glassarg! Vergiss es, Hilly. Wenn wir einen Mörder suchen, den die Lektüre von Märchen traumatisiert hat, graben wir nach der Nadel im Heuhaufen. Übrigens empfinden die wenigsten kleinen Kinder Märchen als grausam. Sie können nicht nachvollziehen, wie es ist, in einem Hexenkäfig eingesperrt zu sein oder im Bauch des Wolfes.“

Sie überlegte kurz. „Und wenn der Täter als Kind den Umgang mit Grausamkeit und Gerechtigkeit nie gelernt hat?“

„Gerade dann wird er die Grausamkeiten als gerecht betrachten. Er liefert seine Opfer Perversitäten aus, für die es keine Gerechtigkeit gibt.“

Eine Weile schwiegen wir, dann sagte sie zu meiner Überraschung: „Ich weiß, das klingt jetzt ganz unmöglich. Aber gehst du nach dem Meeting ein Häppchen mit mir essen? Lothar hat mir aufgetragen, heute Nachmittag die Vermisstenmeldungen des Schengener Informationssystems auf mögliche Hinweise durchzusehen. Aber mit leerem Magen kann ich mich nicht konzentrieren, und allein bringe ich heute keinen Bissen herunter. Passt dir das Steakhaus?“

„In Ordnung!“, sagte ich schnell, weil wir gerade den Meetingraum erreichten. „Ich muss ohnehin am frühen Nachmittag in die Innenstadt. Die Eigentümerin des Hauses an der Dechaneischanze wohnt seit zweieinhalb Jahren in der Annettenresidenz an der Hörster Promenade.“

Ich gab die Nummer des Seniorenheims ins Handy, während Hilly etwas murmelte, das ich nicht verstand, weil sich die Rezeption umgehend meldete. Ich bekam einen Termin um halb drei, weil die alte Dame gleich nach dem Mittagsschlaf regelmäßig eine Stunde durch die Promenade spazierte und auf diese Gewohnheit auch für die Polizei nicht verzichten wollte.

Im Meetingraum herrschte angespanntes Stimmengewirr. Die Nachricht von dem makabren Fund hatte die Runde gemacht. Max ließ gerade die Jalousien herunter und schaltete den Beamer ein. Ich hätte mich gern neben ihn gesetzt, da er den Bericht der beiden Kollegen von der Streife ebenfalls schon gelesen hatte, doch Kriminalrat Lothar Sonnhagen, der am oberen Tische thronte, winkte mich gebieterisch zu sich. Auch der Platz rechts neben ihm war frei geblieben. Er war Hilly vorbehalten, die das Protokoll führen sollte.

„Ist dieser junge Mann, dieser ...“ Lothar schlug die brandneue Akte „Dechaneischanze“ auf, „Lennart Berghoff bei dir aufgekreuzt, Sieglinde?“

„Ich habe ihn gerade an der Pfortnerloge verabschiedet. Seine Bestürzung wirkte auf mich echt. Er besitzt die Schlüssel seit knapp drei Wochen und gibt an, nach einer Pause von dreieinhalb Jahren am vergangenen Samstag zum ersten Mal wieder im Haus gewesen zu sein. Was er dort gefunden hat, wisst ihr ja.“ Ich warf einen Blick in die Runde und erntete betretenes Nicken.

Gleich links von mir saßen die beiden jungen Kollegen von der Schutzpolizei, die sich am Samstagabend den verstörenden Fund angesehen und die Spurensicherung gerufen hatten. Ihr Schock schien sich gelegt zu haben, denn der eine, ein hochaufgeschossener, schlacksiger Junge, kaute geistesabwesend auf seinem Kugelschreiber, während der andere, bullig und dunkel gekraust, Löcher in die Luft starrte. Sonnhagen schreckte sie aus ihrer entspannten Haltung auf. „Sie beide haben als Erste mit Herrn Berghoff gesprochen. Wie hat er sich in Ihrer Gegenwart verhalten?“

„Er hat gekotzt“, sagte der mit dem Kugelschreiber. „Aber das steht nicht im Protokoll.“

„War ja auch ein grottiger Anblick“, ergänzte sein Kollege.

„Und Sie haben in der Wohnung nichts berührt oder verändert, bevor die Kollegen von der Technik kamen?“

„Bestimmt nicht, Herr Kriminalrat. Wir kennen doch die Vorschriften.“

„Ist Herr Berghoff noch mal in die Wohnung zurückgekehrt?“

„Klar doch!“, sagte der Schlacksige. „Der brauchte schließlich seinen Rucksack. Ich habe ihn begleitet, und er hat nichts angefasst.“

„Das will ich hoffen!“

Ich wechselte einen Blick mit Cornelia Hanflang. Sie arbeitete als forensische Toxikologin in Ansgars Team und war allein zum Meeting erschienen, während die anderen Kollegen des Erkennungsdienstes weitere Spuren aus Berghoffs Wohnung auswerteten und versuchten, die restlichen beiden Gießharz-Blöcke von ihren Inhalten zu befreien. Der nächste Schritt wäre dann der DNA-Abgleich mit den Proben, die vor drei Jahren von Daniels Zahnbürste, seinem Kamm und gebrauchter Wäsche genommen wurden. Ich schluckte hart, als ich an das leere Zahnputzbecherchen dachte. Hatte seine Mutter es fertig gebracht, die anderen benutzten Kleidungsstücke in die Waschmaschine zu stecken? Hatte sie die Sachen irgendwann verschenkt, ohne zu verraten, warum sie sie weggab? Wie viele „Strohhalme“ blieben einem noch, wenn ein kleines Kind auch nach mehreren Tagen nicht wieder aufgetaucht war? In dem vorläufigen Bericht der Rechtsmediziner wurde der Fingerknochen einem Kind von etwa drei bis fünf Jahren zugeschrieben. Die blonde Haarsträhne konnte rein theoretisch auch einem Erwachsenen gehört haben. Doch wer, falls es sich nicht um ein extrem kindliches Gemüt handelte, band einem erwachsenen Opfer ein hellblaues Schleifchen ins Haar? Bei der Vorstellung, wie der Täter

die Strähne ausgerissen und zu einer Locke gebunden hatte, schnürte sich mir der Magen zu. An das Ohr und den Zeigefinger dachte ich lieber erst gar nicht. War das Kind bei seiner brutalen Verstümmelung wach gewesen, bewusstlos, vielleicht schon tot?

„Haben wir die Unterlagen zu dem Fall Daniel Koch zur Hand?“, fragte Lothar.

Bultenhaupts Kollegin Ruth Vollmann nickte. Sie war Hauptkommissarin im KK 12, eine sehr hübsche, rothaarige Mitvierzigerin, die sich auch im Arbeitsalltag ausgesucht kleidete und sorgfältig schminkte, was neben ihrem Chef Sven ganz besonders ins Auge gefallen war, solange er noch so flusig und abgehalftert herumlief. Mein Arbeitsverhältnis zu ihm hatte sich schon seit langem merklich entspannt, während ich in den ersten Jahren nach meinem Dienstantritt in Münster Mühe gehabt hatte, seinen Beutezügen zu entkommen. Eine alleinerziehende Kollegin aus dem tiefsten Bayern, deren Mann in einer Entfernung von rund sechshundert Kilometern Luftlinie wie ein Einsiedler lebte, galt in seinen Augen als Freiwild. Dabei war Sven elf Jahre jünger als ich. Er hatte sich als lästiger Schürzenjäger gleich auf mehreren Büroetagen des Präsidiums unbeliebt gemacht. Erst als ich erfuhr, dass er, nach einer schon länger zurückliegenden Scheidung, gerade die Trennung von seiner neuen Partnerin hatte einstecken müssen, nahm ich meine Aversion ein wenig zurück. Während ich noch überlegte, ob seine seit einiger Zeit nicht nur gepflegte, sondern auch geschmackvolle Kleidung vielleicht auf eine allerneueste, glückliche Beziehung zurückzuführen war, begann er zu reden.

„Ihr erinnert euch an den Fall vom Dezember 2016. Aber sicherheitshalber und um mögliche Gedächtnislücken aufzufüllen, haben Ruth und ich die Akte kopiert. Wir haben die Fotos von Daniel Koch so aufgearbeitet, dass sich nachvollziehen lässt, wie der Junge heute, als knapp Siebenjähriger, aussehen müsste.“ Die Tischrunde nickte angesichts dieser großzügigen Nachhilfestunde anerkennend, aber auch bedrückt. Wochenlang hatte die Mutter des Kleinen über Fernsehsender und diverse soziale Medien ihre Appelle verbreitet, doch ihre Worte waren verhallt. Es war auch nie ein Erpresserbrief aufgetaucht, der Bewegung in die Recherchen hätte bringen können. Die einzige Zeugin, eine damals sechzigjährige Anrainerin aus der Propsteistraße, hatte zwischen drei und halb vier nachmittags ihren Hund ausgeführt und auf dem Spielplatz Zum Guten Hirten einen etwa

vierjährigen Jungen bemerkt, der ganz allein auf einer Schaukel saß. Leid getan habe ihr der Kleine, wie er da in der klammen Kälte hockte. Sie hatte kurz überlegt, ob sie ihn ansprechen sollte, dann war ihr eingefallen, dass er bestimmt dazu erzogen worden war, sich nicht mit Fremden einzulassen. Und angesichts der rundum stehenden Mehrfamilienhäuser nahm sie an, dass seine Familie in der Nähe wohnte und ihn unter Kontrolle hatte. Vielleicht ein kleiner Trotzkopf, hatte sie gedacht, der seinen Eltern weismachen will, wie selbständig er schon ist. Diese Aussage hatte sie auch später durch nichts ergänzen oder korrigieren können. Falls die DNA-Analyse der Fundstücke in Sibylle Berghoffs Wohnung zu Daniels Profil passte, würde ich mit ihr den Spielplatz aufsuchen und hoffen, dass die Fotos des Jungen neue Erinnerungen zutage brachten. Manchmal waren die Zeugen selbst überrascht, was sich aus ihrem Unterbewusstsein noch alles hervorholen ließ. Die Zeugin aus der Propsteistraße hieß Harriet McIntosh, ihr Spaniel, der ebenfalls in die Unterlagen aufgenommen worden war, als handelte es sich um eine ganz besonders pfiffige Spürnase, hörte auf „Rollo“, wie der Neufundländer in Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“.

Als Nächstes versuchte ich mich an den Namen von Daniels Babysitterin zu erinnern, die ihn für eine Viertelstunde auf der Schaukel allein gelassen hatte und sich später aus Liebeskummer das Leben nahm. Ich blätterte in den Aktenkopien und stieß bald auf ihren Namen. Sie hieß Sandra Frübeck und hatte Daniel an jenem Nachmittag gegen viertel nach drei auf dem Spielplatz zurückgelassen, weil sie den Schlüssel der Koch'schen Wohnung bei sich zu Hause vergessen hatte. Der Kleine, so ihre verzweifelte Rechtfertigung, habe sich mit Händen und Füßen gesträubt, mitzugehen, die Gegend um den Spielplatz sei dicht bewohnt und in den benachbarten Häusern habe Licht gebrannt. Leider hatte ihre Großmutter, bei der die Studentin lebte, den Nachmittag bei einer Freundin verbracht, so dass sie sich nicht für den kurzen Abstecher in ihre Wohnung verbürgen konnte. Ich erinnerte mich wieder an Svens damaligen Verdacht, Sandra habe den Jungen absichtlich allein gelassen, um nicht Zeugin seiner Entführung zu werden. Das Mädchen war an Drogen gestorben, das genügte ihm, um ihr ein kriminelles Umfeld zuzutrauen.

Daniels Vater, Malte Koch, arbeitete als Psychotherapeut mit eigener Praxis im Kreuzviertel, die Mutter Nadja Koch war Klinikärztin. Sechs Wochen lang hatten die Suchtrupps vollen Einsatz geleistet, bevor der Fall an Interpol

weitergegeben wurde. Man befürchtete einen Zusammenhang mit einem Kinderpornoring. Doch Daniel tauchte nicht wieder auf, und nach und nach verschwanden die Kerzen, Blumen und Stofftiere, die unter der Schaukel an die Tragödie erinnern sollten. Regen und Schnee hatten sie schnell unansehnlich gemacht. Lothars Stimme unterbrach meine Gedanken. „Wer hat eigentlich verfügt, dass dieser armselige Knirps sich im Anschluss an all den Kindergartenstress regelmäßig auch noch auf dem Spielplatz beweisen musste?“

„Kindergartenstress?“, Ruth zog die Stirn kraus. Ihre beiden Töchter besuchten schon das Gymnasium, trotzdem schien sie sich gut in Kleinkinder versetzen zu können. „Du warst wohl nicht gerne im Hort?“

„Nein, liebe Ruth! Der kleine Hosenmatz Lothar wäre lieber zu Hause geblieben. Leider musste seine Mutter sich unbedingt verwirklichen. Aber lassen wir das Thema.“

„Das hatte der Vater so verfügt“, schaltete sich Bultenhaupt ein. „Ein erbarmungsloser Verfechter der frühkindlichen Abhärtung bei Wind und Wetter.“

Sonnhagen verzog den Mund. „Hat er das so umständlich formuliert? Das klingt ja wie bei Turnvater Jahn.“

„Soweit ich mich erinnere, hat der Vater sich gar nicht geäußert. Diese Erklärung steht in einem der Vernehmungsprotokolle. Wahrscheinlich eine Aussage der Babysitterin, die sich auf die Anweisungen des Vaters berief. Aber falls es dir wichtig erscheint, prüfe ich das umgehend nach. Schließlich wurden alle Gespräche aufgezeichnet.“

„Kopiert die entsprechende Stelle, sobald wir wissen, ob es Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen den Objekten aus der Wohnung und diesem verschwundenen Kind gibt.“

„Und wenn wir keine Hinweise finden?“, fragte Cornelia. „Habt ihr mal überlegt, ob die fraglichen Kinder vielleicht schon viel früher verstümmelt, die Harzquader aber erst in der Wohnung versteckt wurden, nachdem die Besitzerin weggezogen war?“

„Natürlich“, sagte Sonnhagen. „Ich habe bereits die Daten des Schengener Informationssystems aufgerufen. Frau Türmer kümmert sich drum.“ Er schenkte ihr einen kurzen Seitenblick. „Wir werden jede, aber auch wirklich jede Vermisstenmeldung der letzten“, er machte eine vage Handbewegung,

„zwanzig Jahre verfolgen, die ein Kind im Alter zwischen drei und fünf Jahren betrifft.“

Sven blickte von seinen Unterlagen auf. „Erinnert ihr euch an den Entführungsfall John Paul Getty den Dritten? 1973 war das. Rom, Piazza Farnese, auf dem Heimweg von einem Nachtclub. Die kalabrische Mafia versuchte damals, siebzehn Millionen Dollar von seinem Großvater zu erpressen. Als der alte Geldsack sich weigerte, trennten die Ganoven das rechte Ohr seines Enkels ab.“

„Stimmt“, sagte Max. „Jetzt haben wir es wieder mit einem rechten Ohr zu tun. Und wenn ich mich nicht total irre, legten sie damals dem Päckchen auch eine Haarlocke von Getty junior bei. Gelocktes, rotblondes Haar.“

Jetzt hob Hilly die Hand: „Ich habe die Harzquader ja nur auf den Fotos gesehen. Aber wenn ich sie mir vorstelle, komme ich an gewissen Parallelen zu den klassischen Märchen nicht vorbei. Hänsels Finger, die Ohren des Kleinen Muck und – Sieglinde, hör kurz weg! – der Glassarg von Schneewittchen.“ Sie blickte in die Runde, als erwartete sie vehementen Widerspruch. Stattdessen erntete sie verhaltenes Nicken, während Sonnhagen ergänzte: „Das ist tatsächlich nicht ganz von der Hand zu weisen, Frau Türmer.“ Hilly war die Einzige in unserem Team, die von Lothar gesiezt wurde, was vielleicht am Altersunterschied lag, vielleicht aber auch an ihrer imposanten Rolle als Mutter Courage der Abteilung. „Sobald Näheres zu diesen Fundstücken bekannt ist, haken wir nach. Im Übrigen sollte noch heute jemand mit der Eigentümerin des Hauses an der Dechaneischanze reden. Haben wir die Adresse?“

Ich nickte. „Nicht nur die Adresse, sondern auch einen Termin noch an diesem Nachmittag.“

„Gut.“ Sonnhagen schob seine Papiere zusammen und stand auf. „Lothar“, sagte ich schnell, bevor er, wie gewöhnlich, aus dem Raum hastete, „ich schlage vor, dass ich Frau Berghoff frage, wie diese merkwürdigen Objekte ausgerechnet in ihre Wohnung gekommen sein können. Ich meine damit, dass ich den Fall Daniel Koch fürs Erste unerwähnt lasse und warte, ob sie selbst darauf zu sprechen kommt. Vielleicht fällt auf diese Weise ein Name, der uns weiterhilft.“

„Und wenn Frau Berghoff nicht darauf zu sprechen kommt?“

„Dann werde ich sie daran erinnern. Möglich, dass sie die Familie Koch kennt. Die Mutter wohnt noch immer am Mauritz-Lindenweg. Wenn Frau

Berghoff sich allerdings in den ersten Monaten nach ihrem Umzug nach Köln weder für Fernsehnachrichten noch für die Tageszeitung interessiert hat, ist es durchaus möglich, dass sie von dem Vermisstenfall gar nichts weiß.“

„Hmm“, machte er unschlüssig. „In einer Familie liest oder hört immer jemand die Nachrichten. Und wenn in der Nähe ihres Hauses ein Kind verlorenging, wird man ihr das doch gesagt haben.“

„Wir werden sehen.“

Sonnhagen wandte sich noch einmal an die Teilnehmer der Tischrunde, die mit den Stühlen scharrtten: „Bis diese ominösen Objekte gesichert wurden und die DNA-Analyse vorliegt, macht jeder da weiter, wo er vor einer Stunde aufgehört hat. Bis auf dich, Sieglinde. Du gehst zu deinem Termin in dieser Seniorenresidenz. Was für ein alberner Name. Klingt ja wie eine Vorabendserie.“

Vor dem Nadelöhr des Türrahmens klebte Bultenhaut plötzlich hinter mir. „Warum hat sie ihre Wohnung nicht vermietet? Drei Jahre! Da kommt doch eine Menge Geld zusammen. Gibt es vielleicht etwas zu verbergen?“

„Da musst du Frau Berghoff schon selbst fragen, Sven. Aber nein, fest versprochen, ich rede auch darüber mit ihr.“

„Sie hätte sie über Airbnb anbieten können“, keckerte einer der beiden Uniformierten, die ebenfalls dicht hinter uns waren, doch ein Blick von Sonnhagen, der schon im Korridor stand, als wollte er seine „Schäfchen“ zählen, brachte ihn zum Verstummen.

Max sah von seinen Papieren auf, als ich unser gemeinsames Büro betrat. In seiner Miene spiegelten sich meine eigenen Empfindungen wider: Wut, Abscheu, aber auch die Entschlossenheit, den Schuldigen endlich aufzuspüren. Mit Frau Berghoffs Wohnung hatten wir vielleicht einen greifbaren Hinweis bekommen. Jeder noch so raffinierte Täter machte irgendwann einen Fehler – aus mangelnder Konzentration, aus fehlender Information, aus Überheblichkeit. Auch Max glaubte bei den Gießharz-Objekten an Trophäen: das weiche Haar als Streichelobjekt, das Ohr für Einflüsterungen. Wozu der Täter das Fingerchen gebraucht habe, das stelle er sich lieber nicht vor. Ich hatte noch einen anderen Verdacht. Ob sexuelles Interesse im Spiel war oder nicht: Der Täter hatte sein Opfer exzessiv geliebt. Krankhaft und wie blind. Dann hatte er keine eigenen Kinder? Oder der eigene Nachwuchs war gründlich missraten? Ihm durch eine Scheidung